

Christel Bäwald.

Von Erich zu Schierfeld.

Christel Bäwald, der wohlbestellte Bahnwärter in Bude 27, langweilte sich, zwar nicht immer, aber doch recht oft. Er war ein in Tätigkeit gewöhnter Mensch, der das Nichtstun haßte. Die freie Zeit, die er in seinem Beruf hatte, nützte er nach Möglichkeit aus. Er beachtete das bei seiner Bude liegende Stückchen Land, machte das an der Bösung des Bahnkörpers und im Graben wachsende Gras und machte es zu Heu, das er auf dem Boden seines kleinen Stiegestalles für den Winter unterbrachte. Natürlich besah er auch eine Zige, die den doppelten Zweck der Versorgung mit Milch und der Unterhaltung erfüllte. Sie war hinter der Bude an eine lange Säule angeheftet, hatte aber genügend Raum für ihr Freiheitsbedürfnis. Bei Regen oder Kälte spazierte sie in ihren Stall und machte dort ein ebenso angenehmes Gesicht wie Christel in seiner Bude.

Er sah nach der Uhr. In fünf Minuten mußte das Signal von 2. kommen für den Zug, der nach weiteren 15 Minuten an seiner Bude vorbeirollte. Das war ein sogenannter Bummelzug, bei dem es auf eine kleine Verspätung nicht ankommen pflegte. Es konnte also bis zu seinem Eintreffen unter Umständen fast eine halbe Stunde vergehen, viel zu wenig für eine Arbeit, fürs Nichtstun viel zu viel. Christel überlegte. Wenn er das Durchfahrtsignal an dem optischen Telegraphen schon vor der akustischen Anmeldung des Zuges herstellte? Das war zwar nicht ganz vorchriftsmäßig, — in dessen passiren konnte ja nichts, die Strecke war in Ordnung und dann konnte er mit Gemüthsruhe eine Zitat verlesen, deren Nützlichkeit ihm soeben einfiel: er wollte seine Zige wecken, bevor der Zug kam. War dieser vorlieb, so hatte er zwei Stunden Ruhe, seine Mittagspause, die er im nahen Dorfe bei seiner jungen Frau verbrachte. — Kurz entschlossen zog er den einen Arm des Signalmastes in die Höhe und stopfte sich dann mit Gemüthsruhe eine frische Pfeife. Damit er bei dem Warten der Zige seine Uniform nicht beschmutzte, zog er den Rock aus und über die laanen Beine glitt ein ausgedienter Unterrock seiner Frau, dessen Bund er mit einem starken Bindfaden in der für dies Kleidungsstück etwas zu starken Taille zusammenband. Hierauf setzte er sich vorchriftsmäßig zurecht, klemmte einen Kopf zwischen die Knie und gab sich mit Sorgfalt und Eifer der Milchgewinnung hin.

„Bim bim, bim bim,“ klang das Rautenwerk. Was kümmerte es ihn? Er hatte kein Signal gestellt. Und ruhig melste er weiter. Nun war er ziemlich fertig. In weiter Ferne rollte es leise. Sollte das schon der erwartete Zug sein? — Er sah nach der Uhr — es fehlten noch zehn Minuten an der planmäßigen Zeit. Gemüthlich benutzte er sein Geschäft und trug den mit fetter Milch bis an den Rand gefüllten Topf in die Bude. Das hörte er plötzlich das Rollen wieder, unheimlich nah. Er riß die Uhr aus der Tasche und warf einen Blick darauf: die zehn Minuten fehlten noch immer: seine alte, gute treue Uhr stand, zum ersten Male nach dem letzten großen Heimmachen. Der Schreck fuhr ihm in die Glieder, daß sie zitterten. Er warf die Pfeife zu Boden und zog den Rock so hastig an, daß er den rechten Armel nicht finden konnte. — Das Rautenwerk wollte noch weniger gelingen, die Hände bebten ihm vor Ungewohnung. Endlich — entdeckte er, daß er noch in dem verächtlichen Unterrock steckte. Er knöpfte den Rock wieder auf und griff nach dem Bindfaden. Aber wie er auch zerrte, — die Schlinge wollte sich nicht lösen. Je kräftiger er zog, desto fester wurde der Knoten — und der Zug kam immer näher. Er versuchte die Schlinge zu zerreißen, doch sie widerstand seiner Kraft.

„Ein Messer! Ein Königreich für ein Messer!“ Ein Königreich für ein Messer! — Wo hatte er's nur? — Daß in der Tasche der Uniformhose! Aber wie dorthin gelangen? So wird es nicht gehen, und nur noch eine halbe Minute, eine viertel. — Und jetzt, biegt der Zug um die Waldecke, jetzt faßt er an ihm vorbei. Noch im letzten Augenblick hatte Christel sein Främhchen an sich gerissen und mit „angefasstem Gewehr“ framm gefahren, — im Unterrock seiner Frau, barhäuptig, im halb-offenen Uniformrock. — Und das mußte ihm passiren, dem gewissenhaftesten aller Bahnwärter, auf dessen Schultern die goldenen Adelschmüre anlängten, der Bereit für eine zehnjährige tadellose Führung! — Er war stolz auf diese Schmüre, die er im Nothfalle mit dem Leben verteidigen hätte. Und nun? O, es war mehr, als ein recht-schaffener Mensch ertragen kann. — Allmählich ward er ruhiger. Vielleicht hatte ihn Niemand beachtet, vielleicht ging noch Alles gut! — Doch er täuschte sich. Im Zuge hatte der gefürchtete Bahn-Anspettor gefahren, dem nichts entging. Nach wenigen Tagen kam der Bahnmeister, im Auftrage der hohen Behörde ein lauges Protokoll mit dem armen Christel aufzunehmen, das er noch dazu unterschreiben mußte. Er bekannte reumüthig und beschwieg gar nicht. Das hätte ja doch nichts geholfen.

Die nächsten Tage erlebte Christel in der fürchterlichsten Qual und in den Nächten peinigten ihn schreckliche Träume. — Endlich kam das Urtheil. Es lautete auf sofortigen Abbruch des ohne Genehmigung und Wissen der vorgesetzten Behörde erbauten Ziegenstalles und Verlegung seiner Wohnerin auf nicht-fiskalisches Terrain. Im Uebrigen ließ man es bei einem ernsten Verweise unter Androhung „höherer Strafe bei fernerer Unzuverlässigkeit“ bewenden.

ten Behörde erbauten Ziegenstalles und Verlegung seiner Wohnerin auf nicht-fiskalisches Terrain. Im Uebrigen ließ man es bei einem ernsten Verweise unter Androhung „höherer Strafe bei fernerer Unzuverlässigkeit“ bewenden. „vor im Hinblick auf die bisherige einwandfreie Führung des v. Bäwald.“ Seine Adelschmüre waren ihm also geblieben, aber er hatte doch einen Fleck in den Akten! — Das machte den guten Christel traurig, reisbar und mürrisch. Selbst seine Frau, mit der er seit den sechs Monaten seines Ehestandes im ungetrübtesten Frieden lebte, Injurie er an, was sie mit einer tüchtlichen, idyllischen Behandlung vergalt. Wenn er einsam vor seiner Bude saß, grübelte er und hatte allerlei tiefergehende Gedanken. Die Trennung von seiner geliebten Zige ging ihm an's Herz, selbst die Sonnenstunden, die er in die Bude herum aufplanzte, erfreuten ihn nicht mehr.

Der Sommer schwand und der Herbst trat ein über die tolle Karte. Christel fürchtete doch während der mehren Stunden des Tages in seiner kleinen Bude und seine Stimmung war so trübe wie das Wetter, er hätte sich mit aller Welt trauen mögen. Wenn er wenigstens seine Frau hätte um sich haben können, wie sein Freund und Kollege Westermann in Bude 37. Na der! Der hatte sein Häuschen an der Straße mit einem großen Stück Ackerland, mit Stallungen und einem Gärtchen. Er hatte es zwar weit bis zum nächsten Dorf, aber das konnte er entbehren, er war ja immer daheim. Er aber? Du lieber Gott, er wohnte im Dorf und war doch mitterfeelenallein! Ob sich die Kathrin, seine Frau, wohl auch so einsam fühlte? Seine Frau! Was machte die überhaupt den ganzen langen Tag? — Das bißchen Wirthschaft! Er hatte noch nie daran gedacht, jetzt beunruhigte ihn der Gedanke. Im Sommer hatte sie ihn oft besucht, das unterließ bei dem schlechten Wetter. Womit füllte sie jetzt die Zeit aus? Und wie um ihm Antwort zu geben auf die unausgesprochene Frage, besuchte ihn eines Tages ein Freund, ein sehr guter Freund, der ihm etwas in's Ohr flüsterte von dem Sohne des reichen Bauernkoloffen, der die Kathrin schon gern gehabt, als sie noch ledig war. Das ging dem guten Christel denn doch über den Späß und trieb ihm die Galle in's Blut. — Kathrin leugnete natürlich sehr entschieden Alles, meinte sogar einige Thränen und that gekränkt. Der Arzowohn sah aber einmal in Christels Herzen. Er glaubte zu bemerken, daß ihm Kathrin dennoch etwas verberae, und so wurde der ursprüngliche kleine Riß allmählich zu einer weiten Klüft.

Die guten Freunde Christels hatten ihre Freude an dem Jörn des Jungs so gutmüthigen Menschen und schürten nach Kräften, sodas die Sache dem jungen Koloffen, als er davon hörte, doch unangenehm zu werden begann. — Leider muß ich bekennen, daß die Gerüchte nicht ganz grundlos waren, wenigstens soweit sie den Bauersohn betrafen. Koloffen wußte, daß Christel in gewissen Dingen keinen Späß verstand und über zwei kräftige Früchte verfügte. Deshalb beschloß er, ihn von der angeblichen Lügenhaftigkeit des Klaisches zu überzeugen.

„Karl,“ sagte er deshalb eines Tages in der Dämmerstunde zu dem augenblicklich dienstfreien Gänsejungen des Dorfes, „loß mal na Christel Bäwald den fine Waud' n' seag em, de Buer Koloffen wer' all wer bi sin Fru.“

„Aa,“ erwiderte der Junge, „dat seag' id em nicht, dat is 'ne Lüg'! bei is ja gornich bi ehr.“

„Schapstopp! — min Sähn, dat geist Di nix an,“ replizierte Koloffen, „föh mal, id gab ju doch jetzt irsi hen! Ru loß, n' wenn Du trügg kümmt, un mi seagst, wat bi seagst het, beim triff' dissen blanken Nidelrechen.“

Der Junge sah das verlockende Geldstück an und überlegte. „Id daucht,“ sagte er endlich und lief davon, während der Bauer zur Schenke ging.

Christel wollte beim Empfang der Botschaft natürlich aus der Haut fahren. — „Id flag em domb! Id flag den Kirl de Knaten in Liew' entwei!“ schrie er, und da vor Ablauf einer Stunde kein Zug zu erwarten war, so stürzte er aus der Bude heraus dem Dorfe zu.

Seine Frau war allein zu Hause. — Harmlos ein Lied summend, stand sie am Herd und bereitete das einfache Abendessen.

„J,“ rief sie verwundert, „wo kümmt Du all her? 't is ja noch nicht mal Klot löh!“ Christel schluckte und würgte seine Verlegenheit hinunter. „Id den!, un! Wetter ut Behnbohel is lamen,“ loß er, „wo is mi dat?“

er ihn freundlich an. Als sich dieser ihm arglos näherte, hatte er ihn auch schon am Kragen. „Id will Di lehren,“ le Lue vör'n Karm tau doll'n, Du Satansrader,“ tief er und bearbeitete den jugendlichen Gefandten mit Nachdruck und Energie. Dieser versuchte sich zu rechtfertigen, machte dadurch die Sache aber nur schlimmer und ergab sich schließlich mit Würde in das Unermeidliche.

Nach diesem Vorfall hätte ja Christel über die Antiquität seiner häuslichen Ehre beruhigt sein können. Das Mißtrauen hatte aber bereits tiefere Wurzeln geschlagen und die guten Freunde bemühten sich nach Kräften, den Giftdaum nicht verdrotenden zu lassen. Christel lebte sich in einem unbeschreiblichen Zustande, dem er auf jeden Fall ein Ende machen wollte.

Eines Tages begegnete er wieder dem Gänsejungen, der ihm argwöhnisch und schon auswich. „Kumm mal her, Karl, id dhau Di nix,“ rief ihm der Bahnwärter freundlich zu. Aber erst auf die wiederholte Beteuerung, daß ihm kein Leid geschehen solle, näherte sich der Knabe langsam.

„Hör' mal, min Sähn, müchst du mi woll'n Gefallen dhauan?“ Der Junge sah ihn mißtrauisch an. „Wenn Du uppakt un mi Bescheid giffst, wenn de Kirl, de Koloffen, wer in min Hus geist, denn geu' ich di 'n Nidel.“

Der Junge überlegte. „Aa,“ sagte er endlich, „id dhau' nich, dat geist Slää!“

„Schapstopp, wat geist Di dat an,“ rief Christel in offenbarem Mißverhältniß. Dann besann er sich. „Süh' wot, min Sähn,“ erklärte er, „de Slää' bist vör de Längen fragen un of verbeent. Wenn Du mi änerst de Wöhrheit seagst, denn giffst dat ool teen' Slää' nix.“ — Id geu' Di twee Nidelstroschen, wenn Du 't dheim!“

Karl schüttelte den Kopf. „De Anner giffst mehr,“ platzte er endlich heraus. Christel Bäwald machte einen Lustspuma.

„Id flag' doch de Düvel negen un negentig mal rin!“ schrie er. „Jung, Bege, id geu' Di 'ne ganze Mark!“ — Seagst nu noch een einzigmal 'nee, denn bau id Di de Knaten ter un klein! Du kennst mi, Jung!“ Dabei hatte er ihn schon hart am Kragen.

Christel ließ ihn los und gab ihm eine halbe Mark als Anzahlung, wozu sich der junge Knabenschäfer mit gemischten Gefühlen sehr schnell aus dem Stauwe machte.

Schon wenige Tage später zeigten sich die Erfolge des Unternehmens. Christel hatte Nachtbienst und war soeben von einer Besichtigung seiner Strecke zurückgekehrt, als Karl athemlos anrann.

„Gei is brin,“ rief er schon von Weitem, „bei is in't Hus rin gahn, id bew em jeibn!“ Christel knietzte fast zusammen vor Schreck und Wuth.

„Jung,“ fuhr er den Knaben an, „id bit wert 'n Snad von Di, best Du mi wer belagen, denn...“

„Denn sagst Ji mi de Knaten in 'n Liew' entwei“, vollendete Karl den ihm bereits bekannnten Satz.

Christel nickte vieläugend und dachte nach. Koloffen hatte die Zeit seines Einbruchs schlau gewöhnt. Er wußte, daß der Bahnwärter seinen Posten vor Mitternacht auf längere Zeit nicht verlassen konnte, weil bis dahin verchiedene Flüge die Strecke passirten. Das Blut fliehe dem armen Christel immer mehr zu Kopfe. „Voh Blut und Dunnerslag!“ fluchte er in sich hinein, „de verdammt Kirl! Un id stah hier als de Off' an 'n Barje!“ — Er überlegte ihn und her, und mit jeder Sekunde wuchs seine Aufregung. Pöblich durchsuchte ein rettender Gedanke sein zermeretes Hirn. Er sah nach der Uhr und rechnete. Entschlossen betrat er seine Bude und lehrte mit einem Reissbellen zurück. Aus diesem zog er den langen Stiel, den er einige Schritte vom Schienenrande entfernt, in die Erde steckte. An dem Stiel, etwa fünfzehn Centimeter unter dem oberen Ende, befestigte er ein Querholz von vielleicht sechzig Centimeter Länge, sodas ein Kreuz entstand. Ueber dieses Querholz hängte er seinen Mantel, den er ordnungsmäßig zutnöpste, und auf die Spitze des Kreuzes stülpte er eine alte Dienstmütze. Zum Schluß wurde zur Rechten ein Schemel plaziert, auf den er die angezündete Laterne stellte. Christel mühterte sein Werk noch einmal mit trübseligem Blick und fand, daß man die Vogelstauche im Dunkeln und bei flüchtigem Hinsehen recht gut für einen auf Posten lebenden Bahnwärter halten könne. Trodem war ihm nicht wohl dabei zu Muthe, doch es war ja nur für den äußersten Fall, denn lange konnte ihn ja das Gesicht dabei nicht in Anspruch nehmen.

„Jung,“ wandte er sich an Karl, „paf up, dat de Wind de Müg' rich runner smitt. Un fat mi nich de Latern an. In 'ne gaude halwe Stunn' ein id wer da.“

Während Herzens zitterte er den Dorfe zu. Der Himmel ward mit Wolken bedeckt und ein sechthaler Wind spielte mit dem trocknen Laube in den öden Straßen. Die Fenster waren zum größten Theil bereits dunkel, in seiner Wohnung aber brannte noch Licht, dessen Schein durch die Ritzen der geschlossenen Läden fiel. Er schloß näher, prekte sein Ohr gegen einen der Fensterläden und lauschte mit angehaltenem Athem. Jetzt vernahm er Stimmen, eine gedämpfte männliche und eine scharfe weibliche, die seiner Kathrin.

„Kumm mal her, min Sähn,“ sprach

„Worum id nich all längst Larm flagen bew?“ hörte er seine Frau sagen. „Dat will id em seggen. Weil he mi tau slecht is, as dat id mit em in't Jereb' bringen mücht! Weil id mi vör de Lue schäm' wegen den Standal, un weil id mi'n Mann tau leiw heiw, as dat id em mit so'n Grasoffen, as hei is, tausam hegen sollt! Kewerst dat will id em seggen, Bur, wenn he mi nu nich in Rauh lett un up Stunns ut 'n Hus geist, denn schid id nah min'n Mann oder jachre Füer!“

„Oho,“ mischte Christel, „wenn dat hier so steht, denn bew id jo dat blos mit Gen'n to dauñ!“ Er riß die Hausthür auf und stürzte in das Zimmer. Durch dieselbe Hausthür floß einige Sekunden später der halberwürgte Koloffen in großem Bogen auf die stille dunkle Dorgasse hinaus.

Karl, der Gänsejunge, hatte sich während dessen die Zeit so gut wie möglich vertrieben. Er fand den Bahnwärter immer fast ebenso angenehm wie denjenigen. Besonders imponirte ihm die Uniform. Er vermochte gar nicht einzusehen, weshalb er den Paletot nicht eben so gut sollte tragen können, wie der dumme Bursch. Er zog ihn also kurzweg an. Freilich schloßte ihm das lange Ding wie ein schwerer Sack um die Beine, dafür hielt es aber sehr warm. Die Mühe fehlte er sich natürlich ebenfalls auf das jugendliche Haupt. Er mußte sie tief in's Gesicht schieben, um sehen zu können, dann aber ging's recht gut. Schließlich nahm er auch die Katze in die Hand und kam sich äußerlich schneidig vor. Aber weshalb er wie der entkleidete Bursch auf einem Fleck festgewurzelt stehen sollte, das wollte ihm nicht einleuchten. Christel ging doch ebenfalls öfters auf und ab! — Er ging also ein wenig spazieren und der Mantel schurte gleich der Schleppe einer großen Dame hinter ihm her. Pöblich hörte er den Zug aus der Ferne heran rollen. Im ersten Augenblick dachte doch sein Herz schneller. Aber weshalb denn? Er machte ja Alles genau so, wie er's bei dem Bahnwärter schon so oft gesehen hatte. Nur Muth! O, er war durchaus nicht furchtsam, im Gegentheil! Er wollte dem Maschinenführer zeigen, daß der Posten wohl und ganz besetzt war, und lustig schwante er bei dem Betrannaben des Zuges, dem er küßig entzagen sah, seine Laterne hin und her.

Aber da — was sollte denn das bedeuten? Ein kurzer Pfiff der Maschine und dann stand der Zug still, zehn Schritt vor der Bude.

Das Jugerational stieg herunter, der Führer fragte, was es gebe, und die Passagiere sahen ängstlich aus den schnell geöffneten Fenstern. Da jetzt sogar der Zugführer direkt auf ihn zugegriffen kam, packte ihn mit einem Mal eine fürchterliche Angst. Er warf die Laterne von sich, raffte den Paletot mit beiden Armen in die Höhe und lief, so schnell er konnte, quer über die Felber davon, seinem Heim zu.

Gleich darauf kam Christel athemlos argerannt. Er hatte den Zug zu seinem Schrecken kommen sehen und fand nun seine schlimmsten Befürchtungen noch übertroffen.

Nach kurzem Aufenthalt konnte der Zug weiter fahren. Kaum fünf Minuten betrug die Verzögerung, aber sie genügte doch, den armen Christel um seine schwerer verdienten goldenen Adelschmüre sowohl wie überhaupt um seinen Dienst zu bringen.

Der Schlag traf ihn jedoch weit weniger hart, als er selbst es gefürchtet hatte. Das wieder hergestellte Glück seines Hauses erhob ihn über sich selbst und gab ihm den Muth, persönlich zum Eisenbahn-Präsidenten zu gehen und dem als gültig und gerecht bekannten alten Herrn sein Mißgeschick darzustellen.

Jetzt ist Christel Bäwald wieder angeht. Er hat die Stelle seines inzwischen verstorbenen Freundes und Kollegen Westermann in Bude Nr. 37 erhalten.

In dem behaglichen Wohngebäude blickt am Bahnkörper haust er mit seiner Frau, seinem Buben, seinen Ziegen und Schweinen, fern den Freunden, aber auch den Rabalen des Dorfes.

Die goldenen Adelschmüre freilich muß er sich von Neuem verdienen, aber zwei Jahre tadelloser Führung sind ja bereits vergangen.

Karl hütet jetzt die Ritze, für die Gänse ist er zu groß geworden. Für den Bahndienst interessirt er sich nicht mehr, aber daß man einem nahenden Zuge durch Schwerten der Laterne quer über die Fahrtrichtung das Haltesignal gibt, das verzieht er nie wieder, dazu hat es ihm Christel viel zu fest — eingebläut.

Das Wunderkind.

Allmählich tritt in un're Mitte Ein Wunderkind, das viel verspricht. Man jaucht ihm zu nach aller Sitte Und part mit guten Wünschen nicht. Man hofft, es werde Alles halten, Was jetzt es lächelnd uns verheißt, Und herrlich werde sich entfalten Was schlummernd ruht in seinem Geißt.

Denn sehen wir es weiter wandern, Und leider wird es uns bald klar: Es hält nicht mehr als all die andern, Das Wunderkind, das — neue Jahr.

In der Studentenkeipe. Wirth (zum Kellner): Nean, unter dem Stammtisch ist „Räbten“ gerufen worden!

Matje Flohr.

Eine Ballade von Carl Bulke.

„O schüze uns, Gott, vor der schwarzen Noth, Erbarme Dich, Herr Zebnoth, Mit Sünden und Greueln, mit Noth und Brand — Der Schwede kam in's Holstenland! Unfre Felber stehn brach, un're Söhne sind todt.“

Wer giebt uns morgen das tägliche Brot? Un're Töchter wurden zu Tode georakt. Wir harten des Rächers, — der Rächer fehlt! Was suchst Tu uns heim, o habe Erbarmen. Verzieh die Sünden, o Herr, uns Armen!

Un're Kinder haben wir beten gelehrt, Neben Sonntaq bei Dir sind wir eingelehrt. Wir waren Dein Volk, treu und bescheiden, Herrgott im Himmel! Was läßt Du uns leiden? Erdarmen gabeßt Du, Herr, einem jeden. — Aber keines dem Schweden!“

Mutter Flohr lag in heiligem Gebet auf den Knien. — Kein Beten half, kein Rächer erschien. Von drunten her, aus den Gasthofsstuben scholl das Singen der schwedischen Reiterkolen. Offiziere, Waibel, gemeine Soldaten, Dazwischen Geißelnd aus allen Staaten.

Ein wüster Haufe im Taumel des Sieges. Verwidert, verrotzt im Wirtsaal des Artaees, In zerrissnen Wämstern, schreiend und brüllend. Immer wieder die leeren Kiser füllend Sah da in truntenem Uebermuth Und that an des Wirtes Weine sich gut.

Peter Flohr, dem Wirth, ward's im Auge nah. Im Keller lag unten sein letztes Faß, Sein letztes Faß, sein letzter Wein. Sie schleupen es eben in's Zimner hinein. Ein Büfchchen, taum an die zwanzia Loth.

Stellte sich vor ihn und zerrte sein Haar. „Run dant' Deinem Himmel, Du räuber, Und lere Dein Sprüchlein aus Herzensgrund. Hätten wir nicht das Faß gefunden, — Wir liehen Dir etwas anderes munden: Kennst Du den schwedischen Reitertrant?“

Wer den einmal in die Gural schlana, Verzieht den Tag nicht gar so bald, Und würde er wie der Herrgott all!“

Beter Flohr ward roth in die Sitze binan. Aus düstern Augen bligt er ihn an. Er ballt seine Faust, — sein Herz schlägt bana: O Stunde der Rache, wie währst Du so lana... Und siehe, am Tisch, beim vollen Glas, Ein junger schwedischer Leutnant sah, Die Augen frech und den Bart zerjault, Der schlug auf den Tisch mit dröhnender Faust:

„Den Siegern, uns, in Strauß und Streit, Un'res Heimothlandes Herrlichkeit, Dem trüblichen Krieg und der trüblichen Zeit, Ach sehe mein Glas: — im Lande weit, Wer ihut uns Leideh?“

„Aller Augen schau'n drohend zu Peter Flohr, Aus der Roite sprinat ein Landtskrecht hervor: „Sprich, Schurke, wan nicht Dir Dein Leben leid!“

Das Glas hier, nimms' aleb uns Scheid!“ Die aus Erz geossen sicut jener still, Kleiner, der ihm nahen will. Da, sieh, durch die offene Thür hinein Tritt in's Zimner des Wirthes Töchterlein.

Langaufgeschossen, die dreizehn Jahr, Und die rothen Baden das blonde Haar, Ein Bauernmädchen, stämmig und frisch. Die tritt an den Tisch.

„Wie heißt Du?“ „Herr, im Land Flohr lütte Matje!“ bin ich genannt. „Was willst Du?“ „Herr, Ihr riefet weit, — Ich thu' Euch Bescheid!“

„So thu's. Doch weicht Du auch, tedes Kind. Mit wem Du sprichst und wer wir sind? Wisse, wir sind die Hetren im Land, Guet Leben liegt in un'rem Hand, Und molten wir Guet Verberben. — Ihr könntet noch heute am Galgen sterben!“

„Das war kein Mensch, der die Worte sprach. Das war —“ doch seiner endet das Wort. Schön schleichen sich heimlich die ersten fort. — Da, horch! in der Luft, — ein Brüllen, ein Schre'n. Vom Felde her schollt es in's Zimner hinein. — „Was war das — um Gott... die Bauern stehn auf.“

In's Freie drängt der truntenen Hauf! Nun rette sich, wer sich retten kann: Dampf wuchet das nahe Verberben heran. O Stunde der Rache! O Stunde der Wonne! Auf den Senen der Bauern blinkt allühend die Sonne..

Matje Flohr stand allein im leeren Haus. Sie sah wie eine Heilige aus. — Auf brennendes Land sank müde die Nacht. Das Köcheln der Sterbenden endet lacht. Das Land ward frei. Die Schweden laaen Auf offenem Feld zerstampft und erschlaaen.

Jahrhunderte gingen. Mit freundlicher Hand Seagnet der Frieden das Holstenland, Verschollen ist längst der Baffenklang, Das Leben ach seinen lieben Gang. Aber noch heute, im Kreise der Seinen, Wenn am Sonntaq sich Söhne und Enkel vereinen.

Beim zweiten Gang, zwischen Braten und Fisch, Erhebt sich der Hausherr, und still wirts's am Tisch. Der spricht: „Beifammen heut wie adoor, — Ach dent', wir trinten 'mal „Matje Flohr!“

Und jeder wird ernst, und mit schlichtem Mund Thut der Hausherr die alten Worte kund Und feierlich klinget es, bemüthig und anaer: „Upp datt es uns woll aag, upp un're olen Daar.“

*) Marie. Aus einer Sammeliste für wohlthätige Zwecke. „Daß Gott mir alle Wünsche stets Erfülle“ fünfzig Pfennige. — Fünf Mart: „Der liebe Gott verzeir!“

Mit tausendfach das „Benige.“ — Auf daß ich bald ein reicher Mann Auf Andre' pfeifen kann“ zwei Mart. — Dafür ein großes Schloß mit Park, Drei Mart und fünfzig Pfennig: „Daß Mein Konkurrent in Wäde stirbt.“ — Zehn Pfennig: „Daß der Hans sei' Gans“

Verhöht und sich um mich bewirbt.“ — Vier Mart: „Damit mein Schatz gewinnt In Monaco und nicht verliert.“ — Ein Thaler: „Daß mein Nachbar bald“

Die Folgen meiner Kabe spürt.“ — Zehn Mart in Silber: „Gib dafür, D Herr, so viele Scheffel Gold.“ — Zwei Mart: „Damit der Teufel bald“

Die theure Schwiegermutter holt.“ — Und so mit Grazie fort! Ja — ja! Es ist wahrhaftig eine Lust, Gedruckt zu sein, wela gold'ne s Herz

Sich birat in edler Menschenbrust! N. A. w. h. r. s. Die Lösung des Räthfels. In einer zahlreich besuchten Berliner Hofgesellschaft, in welcher sogenannte Zeichenräthsel zur Kurzweil aufgegeben wurden, geriet ein junger Gardeoffizier in eine recht satiale Lage. Eine hohe Dame stellte ein Räthsel, indem sie in einen silbernen Koffel blidte, und erwartete als Auflösung das Wort „Silberbild“ zu hören. Der junge Offizier, an welchem zu rathen die Reife war, überlegte einige Zeit lang, als König Friedrich Wilhelm der Vierte ihm scherzhafter Weise in's Ohr flüsterte: „Koffelgans!“

Man denke sich nun aber den Schreck der Gesellschaft, als der Offizier mit dieser Lösung auch wirklich herausplahle. Aus der guten alten Zeit. Hauptmann (der Borspostenkompanie, die eben alarmirt wurde und abrücken muß): Du, Oberlieutenant, bleibst mit zehn Mann beim Bierfische — sonst wird's vom Feinde aus'g'loffe!

Im Concert. Kaufmann (als sich ein berühmter Klaviervirtuos produkt): Donnerwetter, das daß' einen Correspondenten auf der Schreibmaschine! Beim Heirathsvermittler. 500,000 Mart Vermögen imponirt mir — aber der Vater der Dame soll ja im Zuchtbaue gefessen haben. Ja, junger Mann, so solchen Vermögen zu kommen ist oft mit großen Schwierigkeiten verknüpft.